

## IDENTITÄT

Es war nicht ihre Geburt, die mich zur Mutter machte, sondern die Tatsache, dass sie einfach bei uns blieb. Dass man sie aus mir herausholte und uns vier Stunden später sagte: »Wir sind dann jetzt fertig«, und dass man uns dieses zerbrechliche kleine Menschlein einfach mitgab, ohne nachzuprüfen, ob wir einen Dreipunktgurt im Auto haben, oder ob ich bei Wutanfällen mit Gegenständen werfe. Sie stellten keine Fragen, fuhren den Rollstuhl vor, und schon ging es nach Hause, und das obwohl ich an diesem Tag zwar ein Baby bekommen hatte, aber noch lange nicht Mutter war. So kam es, dass Jan und ich eine Stunde nach unserer Entlassung aus dem Krankenhaus vollkommen hilflos in unserem Wohnzimmer standen, ohne jemanden anrufen zu können. So von wegen: Ich glaube, es gibt da ein Missverständnis. Hier liegt noch ein Kind von dir.

Das Kind blieb. Das machte mich zur Mutter. Es blieb, und das Elternsein baute sich langsam Schicht für Schicht auf – auf den schlaflosen Nächten, dem Herumbugsieren des Kinderwagens, dem endlosen Schnuppern an dem winzigen Nacken. Es blieb hängen – durch die Nachbarn, die uns erfreut ansprachen, durch die anderen schlaflosen Zombies in der Krippe, durch die an die Eltern/Erziehungsberechtigten gerichteten Briefe.

Es brauchte Zeit, um Mutter zu werden.

So wie auch das *Nicht-mehr-Mutter-Sein* Zeit erfordert.

Und insofern ist es nicht die Hirnblutung, die dich zu je-

mand anderem machte, sondern die Tatsache, dass du dieser andere Mensch geblieben bist. Es ist das zweite Weihnachten in einer barrierefreien Wohnung, das sechszwanzigste Putzen deines Rollstuhls, es sind die bequemen Jogginghosen, die inzwischen ein eigenes Fach im Kleiderschrank haben. Es ist das neue Foto in deinem Personalausweis, das Winkritikal, wenn wir an deiner früheren Wohnung vorbeikommen, es ist ein bestimmter Ausdruck, der inzwischen zum geflügelten Wort geworden ist. »Schöne Dinge«, sagst du, wenn wir dich draußen vor uns herschieben. Aber auch wenn dir der Wind die Haare in die Augen weht.

Es ist die allmähliche Erkenntnis, dass wir dich nie mehr anrufen können.

Eines Tages schlüpft man in die Mutterrolle. Und eines Tages legt man sie ab.

## GEFUNDEN

»Wie lange war sie ohne Hilfe?«, fragt jemand von den Ärzten.

Im Wartezimmer der Intensivstation hat sich eine hohe Wand aus Ärzten vor uns aufgebaut. Daran hängen Kulis, es sitzen Hauben darauf, hängen Schürzen daran, alle Füße stecken in weißen Gummischuhen. In der Wand gibt es auch eine Delle, eine Frau. Es verbirgt sich ein Dutt unter ihrer Haube, und sie hat schlanke Hände und feingliedrige Finger; optimales Gerät, um in den Tiefen eines Menschen zu wühlen, in den Tiefen eines Mutterkopfes, dem Kopf unserer Mutter. Auf einem Notizblock hält die Ärztin alle Angaben fest. Sie schaut zu uns.

Wie lange war sie ohne Hilfe?

Tijn schaut zu Biek. Jan schaut zu Biek. Ich schaue zu Biek. Biek wurde tatsächlich als Erste angerufen, aber Biek sieht Bou an.

»Mein Gehirn«, sagt Biek, »funktioniert nicht mehr.«

Das drohende Unheil hat uns in eine gedankenlose Ecke unseres Bewusstseins gedrängt. Das ging ganz von selbst, als ob sich die Natur unser mütterlich angenommen und mit sanfter, aber unerbittlicher Hand an einen Ort geführt hätte, der sicherer ist zum Darüberhinwegkommen. An einen Ort, an dem nicht mehr nachgedacht wird.

»Wo war sie, wie lang lag sie da, war sie ansprechbar und wer war bei ihr?«, fragt die Ärztin mit den schönen Händen jetzt. Sie zieht derweil eine kleine Uhr aus ihrer Brusttasche.

Unsere Mutter liegt nun auf dem OP-Tisch, in ihrem Kopf steht der Wasserhahn noch immer offen, und wir, die Erstangerufenen, die Nahestehenden, die sogenannten Hinterbliebenen, wir trödeln; wir haben keine Ahnung, wie lange unsere Mutter allein gewesen ist, wie lange sie ohne Hilfe war.

Dann redet Bou.

»Der Anruf kam von Stef, ihrem Buchhalter«, sagt er. »Wir waren alle bei der Arbeit, wir sind gerade aus Paris zurück, und die Tage danach haben wir immer alle Hände voll zu tun. Alle Bestellungen müssen eingetragen und geplant werden; das erste Wochenende nach Paris arbeiten wir alle durch. Wir machen das in Amsterdam, und meine Schwiegermutter in ihrem Atelier in Breda. Jedenfalls waren wir also bei der Arbeit, und dann hat uns Stef angerufen und uns erzählt, dass er sie in der Küche in ihrem eigenen Erbrochenen gefunden und sofort den Krankenwagen angerufen hat. Stef ist mit ihr mitgefahren ins Krankenhaus, wo man ihm geraten hat, uns sofort nach Breda zu holen, weil es dringend sei. Das ist alles, was wir wissen.«

Mehr haben wir nicht, Stef ist nach Hause; wir sind die Menschen, die am meisten über unsere Mutter wissen, aber wir wissen nichts, uns trennten Welten, als sie hinfiel. Mit so jemandem hatten es die Ärzte zu tun, mit nichtsnutzigen Rettern, mit sinnlosen Sehern, mit hoffnungslosen Angehörigen.

»Wir kommen nachher vorbei, um zu sagen, wie es gelaufen ist«, sagt die Ärztin, und dann verlässt die Wand das Wartezimmer. Biek schimpft. Tijn weint. Und ich suche mein Handy, um zum ersten Mal seit anderthalb Jahren unseren Vater anzurufen.

Tanze.

Egal, ob du bei einem Festival, einem Abschlussball oder einem Kennenlertreffen mit den neuen Schwiegereltern bist, zieh die Schuhe aus, heb das Glas in die Luft und tanze, dass es eine wahre Wonne ist. Lass dich dabei nicht zurückhalten durch steife Gliedmaßen, ein fehlendes Rhythmusgefühl oder zu viel Alkohol auf nüchternen Magen, denn, sich zu Musik zu bewegen, ist unendlich befreiend, und Scham wird maßlos überschätzt.

Ein Tennisarm, ein gebrochener Zeh oder Hernie machen dir einen Strich durch die Rechnung? Sei kreativ, tanz vorsichtig am Rand und schwing deine Krücken behände. Zur Not nicke nur mit dem Kopf mit – und immer mit geschlossenen Augen.

Tanzen macht das Leben leichter. Also geh in die Knie und schwing die Hüften. Lass den beschämten Nachwuchs links liegen. Tunk mit einem Keks in den Rotwein.